

Reinhard Bartsch

**Atakorien**

Band 2 – Das Neue Land



REINHARD BARTSCH

# *Atakorien*

*Das Neue Land*



Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN: 978-3-939305-37-8

1. Auflage 2008

© LIThaus edition Berlin

[www.lithaus.de](http://www.lithaus.de)

Herausgegeben in Zusammenarbeit mit der  
LiteraturCompany Berlin

[www.LiteraturCompany.de](http://www.LiteraturCompany.de)

Satz: stegisum, Berlin

Umschlag: Nic K. Hartmann

Gesamtherstellung: Schaltungsdienst Lange o.H.G.

[www.schaltungsdienst.de](http://www.schaltungsdienst.de)

# INHALT

## DAS NEUE LAND

ROBERT UND SABINE .....	9
ROBERTS WANDLUNG .....	23
DIE PREDIGT.....	37
VOR DEM VOLKSAUFSTAND .....	49
DER VOLKSAUFSTAND .....	60
TRÄUME.....	72
ALBERTS WEG .....	87
MARIA SOFIA.....	100
WISSENSCHAFT, WIRTSCHAFT UND ETHIK .....	114
BILDUNG IN ATAKORIEN .....	128
HANS UND SUSANNA IN ATAKORIEN.....	142
FLIEGENDES SONNENKRAFTWERK.....	152
HANS, DER 68ER.....	165
SUSANNA ENTDECKT KNUT .....	172
SUSANNA UND KNUT IN PARIS .....	187
HOGAR LERNT MARY KENNEN.....	204
KNUT WIEDER IN OST-BERLIN .....	220
HOGAR UND STRINGFELLOW IN DER WILDNIS ALASKAS .....	235
DAS PANTHEON UND DER FRIEDE ZWISCHEN DEN RELIGIONEN .....	253
DIE GRÜNDUNG DER SEKTE DER NEOAMUNITER .....	267
ABSCHAFFUNG DES GELDES .....	282
IM GOLDENEN ZEITALTER .....	296
IM KULTURZENTRUM .....	309
DIE NEOAMUNITER.....	322
HANS AUF ABWEGEN.....	335

HOHE WISSENSCHAFTEN .....	351
MISSBRAUCHTE MUTTERLIEBE.....	369
DER TOD DER KÖNIGIN.....	378
WINKLERS LETZTE REISE .....	392
»SIT TRANSIT GLORIA MUNDI« .....	405
SCHRECKLICHE AUFKLÄRUNGEN .....	415
DAS ENDE .....	430

# DAS NEUE LAND



Zu Beginn des nächsten Jahrzehnts brach in Atakorien eine neue Entwicklungsetappe an, die man später als Wachstumsphase bezeichnete, weil sich in dieser Zeit durch einige wichtige politische Entscheidungen und Maßnahmen sowie weitere großartige Erfindungen und Entdeckungen eine stürmische Entwicklung der ökonomischen Basis und des gesamten gesellschaftlichen Überbaus des Landes vollzog. Von aller Welt unbemerkt, begann sich eine Hochkultur und eine wirtschaftliche Supermacht zu entfalten, die eines Tages ihrer Zeit weit vorausseilen und überlegen sein würde; die Grundlagen dazu wurden jetzt geschaffen.

\* \* \*

Nach wie vor war der Omnivisor eines der wichtigsten technischen Mittel auf der Suche nach gleichgesinnten und dem Aufbau des Friedensreiches dienlichen Persönlichkeiten. Nichts hatte das Gerät an Attraktivität eingebüßt; man durfte frei mit ihm experimentieren und kam so neben vielfältigen neuen Anwendungsmöglichkeiten auch zu manch absonderlich erscheinender Idee.

»Wohin soll ich das Ding programmieren?« fragte eines Tages Gansel, der bei solchen Gelegenheiten fast immer Regie führte, seine um ihn am Omnivisor mit gespannter Erwartung versammelten Freunde. Wie immer wollte er dem interessantesten Vorschlag entsprechen, denn das Vergnügen sollte möglichst niveauvoll verlaufen.

»Wenn ich bitten darf, nach Ost-Berlin«, meinte Winkler da zur nicht geringen Überraschung aller.

Erstaunt fragte der König: »Warum ausgerechnet Ost-Berlin, lieber Heinrich, wo eine Staatsidee herrscht, die, wie wir alle wissen, auf Lüge, Angst und Gewalt aufgebaut ist?« Er schüttelte den Kopf und machte einen anderen Vorschlag. »Ich wäre viel lieber nach Frankfurt am Main gegangen, wo jetzt an der Goethe-Uni dein Freund Carlo und ein paar gute Philosophen lehren. Weißt du, wen ich meine?«

Winkler nickte. »Ja, sicher, Theo und Max. Aber ich würde mich trotzdem lieber in Ost-Berlin umsehen.«

»Warum?« fragte Gansel.

»Weil ich gern wissen möchte, ob atakorisches Bewußtsein unter den Bedingungen eines Gewaltsystems überhaupt existieren kann«, gab der Philosoph zur Antwort.

Das interessierte sie alle, deshalb programmierte Gansel das Gerät dorthin, wenn auch mit einigem Widerwillen. Als die Schönhauser Allee im Omnivisor auftauchte, murmelte er bissig: »Bitte sehr, Berlin. Erleben wir den Charme einer Stadt, die mit ihrem Hintern auf einem Pulverfaß sitzt.«

Langsam führte er den Sucher die Straße hinab, hinweg über die Köpfe unzähliger Menschen, und nun wartete man das Ergebnis ab, aber es tat sich nichts. Also suchten sie die Umgebung ab.

»Geh bitte auch in die Häuser, Gansel«, bat Winkler, den anscheinend das Suchfieber gepackt hatte. Wenigstens einen Menschen mit atakorischem Bewußtsein wolle er sehen, das würde ihm schon genügen, sagte er.

Im Prenzlauer Berg suchten sie vergebens. Später kämmten sie die anderen östlichen Stadtteile durch. Es war das vergebliche Suchen nach der berühmten Nadel im Heuhaufen. Nach etwa sechs Stunden unnützen Ausharrens an dem Gerät meinte der König enttäuscht: »Laß uns aufhören, Gansel. Entweder funktioniert die Technik nicht (immer warteten sie alle darauf, daß der Omnivisor versagt, aber er versagte nie), oder in dieser armen Stadt gibt es keinen einzigen Menschen mit atakorischem Bewußtsein.«

Enttäuscht auf den König blickend meinte Winkler, daß es zum Aufgeben noch viel zu früh sei. »Wir müssen weitersuchen, mein König«, drängte er, »ich wette, irgendwann finden wir jemanden.«

Götz schüttelte nur den Kopf, und da sich der ebenfalls entmutigte Gansel nun auf seine Seite stellte, war schnell eine Mehrheit für den Abbruch des Suchens gefunden.

Nur Winkler verharrte eigensinnig auf seinem Standpunkt. »Wenn ihr nicht mitsuchen wollt, dann tue ich es eben allein!« sagte er mürrisch und blieb einsam an dem Gerät zurück, als ihn seine Freunde kommentarlos verließen. Was ihn da antrieb, niemand, auch er selbst nicht, hätte das zu sagen gewußt. Zum ersten Mal in seinem Leben tat er etwas, ohne sich zu fragen, ob das vernünftig sei oder nicht; und so suchte er denn im weiten Bogen die Stadt ab, geduldig, wachsam, konzentriert, Stunde um Stunde, Tag um Tag, wie ein Besessener, der niemand an sich heranließ, der nur das Nötigste an Nahrung aufnahm, so daß man sich berechtigterweise fragte, ob er verrückt geworden sei.

Aus unbestimmten Gründen gerade von der belebten Schönhauser

Allee angezogen, kehrte er immer wieder zu ihr zurück, bis dann am Abend des vierten Tages das Signalgerät ertönte. »Na endlich!« rief er froh. Im Omnivisor war ein großer, stämmiger junger Mann zu sehen, seiner Kleidung nach – schwarzer, abgetragener Anzug, weißer, steifer Halskragen – ein katholischer Priester, was Winkler im Moment nicht interessierte. Aufgeregt rief er alle seine Freunde zusammen und präsentierte ihnen seinen Erfolg.

»Seht ihr«, verkündete der Philosoph freudestrahlend, »ich hatte recht mit meiner Vermutung, daß sich selbst in dieser Region Menschen mit atakorischem Bewußtsein finden lassen.«

Der König, der den Gesuchten, wie er da in leicht gekrümmter Haltung seiner Wege ging, aufmerksam betrachtete, meinte lächelnd: »Sehr beeindruckend wirkt er gerade nicht, dieser katholische Priester, und ich bezweifle sehr, daß er den gesuchten Anforderungen entspricht.«

Prior Maurice allerdings fand es ganz normal, auf einen Geistlichen gestoßen zu sein.

»Das ist natürlich *divinis influxibus ex alto*«, sagte er andächtig.

Winkler sprach lachend. »Abwarten, Prior, nicht alles läßt sich auf göttliche Erleuchtung zurückführen.«

Der Mann hieß Robert Lehnhard und war Kaplan. Daß ausgerechnet dieser Priester eines Tages in Atakorien eine große Rolle spielen würde, konnte zu dieser Stunde freilich niemand ahnen.

\* \* \*

Den Kopf so tief gebeugt, daß sein Kinn beinahe die Brust berührte, lief Kaplan Lehnhard an jenem Abend im Mai die Kopenhagener Straße in Richtung Schönhauser Allee hinunter. Beim Anblick des großen, mit schlaksig-wiegendem Gang und rudernden Armbewegungen dahinflaufenden Mannes konnte Winkler sich des Eindrucks nicht erwehren, daß er da einen tiefbetäubten, vielleicht sogar seelisch kranken Menschen beobachtete. Wenn seine Kleidung es nicht verriete, dachte der Philosoph, würde man auf keinen Fall in ihm einen Geistlichen vermuten. Dazu schien sein hin und wieder ängstlich-mißtrauisches Umsichblicken ein schlechtes Gewissen zu verraten und die Besorgnis, erkannt zu werden. Was hat das zu bedeuten, fragte sich Winkler, befindet sich der Kaplan auf dunklen Pfaden? Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Lehnhard bog in die Kastanienallee ein, ging dort noch etwa 200 Meter weiter und verschwand dann im Hauseingang eines der vom

Krieg arg ramponierten Wohnhäuser, die dieser Straße beiderseits mit ihren zerbröckelnden, rissigen Fassaden ein typisches Nachkriegsgesicht gaben. Im Vorderhaus ging er zwei Etagen nach oben und klingelte an einer Tür, hinter der, so stand auf dem rostigen Namensschild zu lesen, eine Sabine Rüttger wohnte.

Kurz darauf wurde die Tür geöffnet, eine junge, brünette Frau stand vor dem Kaplan, stieß einen Freudenschrei aus und rief: »Robert, endlich!« Das klang froh und erleichtert. Hastig des Mannes Rechte packend, zog das zierliche Geschöpf ihn über die Türschwelle, warf die Tür zu und wechselte jäh den Tonfall. »Wo warst du? Warum bist du solange weggeblieben? Warum hast du mir das angetan?« Bittere, vorwurfsvolle Fragen, die Lehnhard stumm auf sich herabprasseln ließ, während sich die grünen, ausdrucksstarken Augen in ihrem kindhaft weichgerundeten Gesicht mit Tränen füllten. Der Kaplan stand da wie versteinert und blickte zu Boden. Sein schuldbewußtes, demütiges Verharren schien die Frau in Wut zu bringen. »Ja, Robert, schweige nur«, rief sie schrill, »ich weiß ohnehin, was in dir vorgeht! . . . Wie oft versuchst du eigentlich noch, mich zu verlassen? Wie lange soll ich es noch ertragen, daß du dich gegen dein und gegen mein eigenes Herz zu stellen bemühst und damit scheiterst?«

Jetzt endlich sah er sie an, bestürzt, traurig, heiser klagend: »Mach's mir doch nicht so schwer, Sabine. Du kennst doch mein Problem. Du weißt, ich liebe dich und ich liebe mein Amt. Gott hat mir eine schwere Prüfung auferlegt.«

»Besser gesagt, mein Lieber, hat Gott dich in einen gewaltigen Konflikt gestürzt«, meinte Sabine, deren Zorn plötzlich verraucht war. »Ich weiß«, fügte sie milder hinzu, »mit zwei großen Lieben leben zu müssen, fällt dir schwer«, sie seufzte, »aber dieser Konflikt ist lösbar.«

»Wie lösbar?« fragte Lehnhard.

Anstatt darauf zu antworten, bot sie ihm, den Kopf weit in den Nacken streckend, ihre Lippen zum Kuß.

Vor allem der Behutsamkeit, mit der er sie jetzt in die Arme nahm und küßte, war die Tiefe seines Gefühls für sie zu entnehmen. Was aber vorerst der stille Beobachter nur ahnen konnte, schien Sabine genau zu empfinden. Ihr Lächeln nach dieser kleinen Zärtlichkeit deutete jedenfalls darauf hin.

»Komm in die Küche«, sagte sie dann, »es gibt Pellkartoffeln mit Hering.«

Robert strahlte: »Oh, mein Lieblingsgericht!«

»Deins ist es sicher noch, aber mir hängt's langsam zum Halse heraus«, erklärte Sabine lachend. »Täglich seit drei Wochen gab's bei mir Pellkartoffeln mit Hering, weil ich hoffte, du würdest kommen.«

Sie gingen in die Küche, die einfach eingerichtet war. An einem rechteckigen Tisch in der Mitte des Raums standen zwei Stühle. Der Blick aus dem großen Doppelfenster fiel auf eine mächtige, weißblühende Kastanie. Sabine hatte die Heringe bereits zubereitet. Die Kartoffeln, die in einem Topf auf dem Gasherd standen, mußten erst noch gekocht werden. Zeit genug also, das ernste Gespräch wieder aufzunehmen.

Sie setzten sich an den Tisch. Die Frau nahm die Hände des Mannes und begann mit sanfter Stimme auf ihn einzureden. Sie wisse genau, wie sehr er überfordert sei, wenn ihn sein schlechtes Gewissen packe, sagte sie, aber sein schlechtes Gewissen melde sich leider regelmäßig an falscher Stelle. Nicht wegen des gebrochenen Keuschheitsgelübdes solle es ihn quälen, sondern wegen seiner Absicht, sich aus ihrer Liebheimgewegzustehlen . . .

»Denk darüber nach, Robert, was du anrichtest, wenn du unsere Liebe verrätst. Ich glaube, daß du vor allem damit Gott beleidigen würdest. Es gibt keine größere Sünde«, sprach sie tiefernt.

Mit gequälter Miene schüttelte Lehnhard den Kopf und murmelte: »Du machst es dir mal wieder zu einfach, Sabine.«

Nein, sie mache es sich nicht zu einfach, sondern nur einfach, behauptete sie. Die Wahrheit sei immer einfach. Und die Wahrheit sei schlicht und ergreifend die, daß über allem, wie es der Heilige Paulus formuliert habe, die Liebe stehe, und sie begann damit, die berühmten Worte aus der Heiligen Schrift zu zitieren. Aber als sie bemerkte, daß sich Lehnhards Augen daraufhin mit Tränen füllten, brach sie ab und streichelte seine Hände. Das hatte etwas Beruhigendes, Mütterliches an sich, und es erzielte die erwünschte Wirkung. Lehnhard beruhigte sich. Schließlich setzte sie sich auf seinen Schoß, küßte ihm die Tränen von den Wangen und flüsterte: »Merk dir eins, Robert: nie kommst du von mir los, es wird dir nicht gelingen, so oft du's auch versuchst. Wir gehören zusammen.«

Während des Essens sprach Sabine von der schlechten Stimmung unter den Arbeitern des Baubetriebes, in dem sie arbeitete. Wegen der Heraufsetzung der Arbeitsnormen und anderer Willkürmaßnahmen

der Herrschenden läge etwas Hochexplosives in der Luft, täglich könne ein Streik losbrechen oder andere Unruhen aufflackern, als Sekretärin beim Direktor bekäme sie das alles besonders gut mit. Natürlich sei die gefährliche Atmosphäre unter den Werktätigen den Machthabern bekannt, und diese hätten auch schon darauf reagiert. Spitzel hätten sich unter die Bauarbeiter gemischt, und es sei bereits zu den ersten Verhaftungen gekommen. Das alles erzählte sie mit sehr viel Verbitterung ... »Was meinst du, wie satt ich das habe: all das Lügen, den Zynismus, die Ausbeuterei und die Reglementierungen dieses sogenannten Arbeiter- und Bauernstaates, dem täglich mehr Leute den Rücken kehren! Und das versichere ich dir: wenn hier eines Tages ein Streik losgeht, bin ich sicher mit dabei, und zwar in der vordersten Linie!« sagte sie mit so viel Courage, daß der Kaplan erschrak.

»Um Gottes willen, Sabine, du wirst dich doch nicht solcher Gefahr aussetzen!«

»Natürlich tue ich das!« hielt sie ihm entgegen. »Für Gerechtigkeit zu kämpfen, ist immer gefährlich, und für Freiheit zu streiten sowieso. Doch es ist höchste Zeit, die Speichellecker der Russen zu verjagen und freie Wahlen zu verlangen! Ich denke, das ist unsere Pflicht! Gerechtigkeit und Freiheit gehören zusammen!« Ihre Augen blitzten. Zweifellos war sie ein Kämpfertyp mit Moral.

»Und Frieden«, ergänzte der Kaplan. »Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit müssen eine Dreieinigkeit darstellen.«

Erfreut horchte Winkler auf. Hatte ihm bisher die mutige, junge Dame sehr gefallen als der scheinbar wankelmütige Mann, war es jetzt umgekehrt. Auch das, was Lehnhard dann doch sagte, gefiel ihm.

Eigentlich sei es schade, daß der Philosoph Marx Gewalt predige und zur Religion auf kritische Distanz gehe, denn seine Gedanken über Arbeit und Gerechtigkeit kämen der jesuanischen Ethik sehr nahe, meinte er. Kommunismus wäre vielleicht sogar etwas Gutes, wenn nicht Unfreiheit und Gewalt einer Diktatur dahinterstünden. »Was meinst du, Sabine, wird man hier jemals begreifen, daß Gerechtigkeit auf Kosten der Freiheit keine wirkliche Gerechtigkeit ist?« fragte er.

»Nein«, antwortete sie. »Aber auch Frieden auf Kosten von Gerechtigkeit und Freiheit ist kein wahrer Frieden.« Immer wenn die Bonzen über diese Begriffe redeten, stellten sie deren Sinn auf den Kopf, meinte Sabine. Die Lüge sei neben der Gewalt das größte Übel. Das müsse aufhören, wenn nicht anders möglich, dann mit Hilfe von Gewalt.

»Wenn ihr es wagen solltet, an dem System zu rütteln, wird's ein Blutbad geben«, prophezeite Lehnhard, doch seine Geliebte schien darüber wenig beeindruckt.

»Dann bist du mich endlich los«, meinte sie trocken.

Lehnhard rief erschrocken: »Sabine, du forderst Gott heraus!«

Aber sie lachte nur und meinte: »Wir werden nicht umkommen, sondern siegen.«

Niemand könne die Zukunft voraussehen, denn die liege allein in Gottes Hand, warnte Lehnhard. Gott mache alles möglich. Nach seinem Willen werde Geschichte geschrieben. Wenn er es wolle, könnten sogar Kommunisten zu Demokraten werden oder in Deutschland könnte ein Friedensreich anbrechen.

Sabine ging darüber hinweg. Sie mutmaßte, daß er mal wieder eine tief sinnige Predigt zu seinem Lieblingsthema Friedensreich ausbrüte und deshalb so sehr auf Pazifismus orientiert sei.

Lehnhard gab ihr recht. Er bereite tatsächlich eine diesbezügliche Predigt vor, und es solle eine große Predigt werden. »Ich werde über eine bestimmte Stelle aus dem Johannes-Evangelium predigen«, sagte er. »Willst du sie dir nicht anhören?« Sie nickte.

Es sei die Stelle im Evangelium, wo Johannes den Himmel offen und eine himmlische Stadt sähe, meinte er . . . »Und diese Stadt werde ich nun zum Ausgangspunkt einiger Betrachtungen über ein friedliches, freies und gerechtes Staatsgebilde machen«, fügte er hinzu.

Sabine sagte lächelnd: »Du Träumer, du willst den Himmel auf die Erde herunterholen.«

»Ein ständiges Anliegen des Allmächtigen«, ergänzte Lehnhard ernsthaft.

Darauf wußte Sabine keine Erwiderung, sagte aber, daß sie nun genug habe vom Philosophieren und endlich was Besseres zu tun gedächte. Sie erhob sich und forderte Lehnhard auf, ihr zu folgen.

Aber was war das? Flog da nicht ein Schatten über des Mannes Gesicht? Widerte ihn gar an, was man als höchste Himmelsgabe betrachtet? »Die verfluchte Liebe«, murmelte Winkler vor sich hin und stellte das Gerät ab.

Einer inneren Eingebung folgend, schaute er ein paar Stunden später erneut auf den Kaplan.

Der Geistliche saß zu Hause vor einer Flasche Schnaps und war anscheinend volltrunken. Mühsam schrieb er ein paar Worte auf einen Pa-

pierbogen, unverständliches Zeug vor sich hin lallend und immer wieder zur Flasche greifend. Eine widerwärtige Szene. Winkler wollte schon abschalten, aber etwas Unbestimmbares hielt ihn zurück. Ein paar Minuten später stand Lehnhard auf. Es war gegen ein Uhr nachts. Schwankend wie ein Rohr im Wind torkelte er aus seiner Wohnung, hinunter in die Kirche und schließlich auf den Glockenturm hinauf. Winkler ahnte Schlimmes. Oben angelangt, versuchte Lehnhard nun, auf die Brüstung eines offenen Fensters zu steigen. Der Turm war über 40 Meter hoch.

»Großer Gott, nein!« sagte Winkler. Dann sah er den Geistlichen auf der Brüstung stehen und sich bekreuzigen. »Nein«, wiederholte der Philosoph entsetzt. In diesem Moment stürzte der Kaplan aber nicht nach draußen. Irgendwie ins Rutschen gekommen, stürzte er nach drinnen und blieb bewußtlos neben den Glocken liegen.

\* \* \*

Natürlich behielt Winkler den Kaplan im Auge.

Daß Lehnhard seelisch litt, erkannte jetzt auch sein Vorgesetzter, Pfarrer Köhler in der Gemeinde Sankt Stephanus, während sie gemeinsam das sonntägliche Hochamt zelebrierten. Der stumpfe, depressive Blick, das schlaffe Lächeln ins Leere, die müde, heisere Stimme des Kaplans während der Wandlung, das alles waren eigentlich unmißverständliche Symptome. Es war der Morgen nach seinem mißlungenen Suizidversuch, an dem Lehnhard im Glockenturm, sich an nichts mehr erinnernd erwacht war und sich dann schwer verwirrt, unter Vermeidung jeglichen Aufsehens, in seine Wohnung gestohlen hatte, wo er beim Anblick der geleerten Schnapsflasche und des unleserlichen Gekritzels auf dem Papier dunkel das Geschehene zu erahnen begann.

Wie es nach dem Hochamt üblich war, nahmen auch heute in des Pfarrers Wohnung die beiden Geistlichen das Mittagmahl gemeinsam zu sich. Dabei sprachen sie kaum miteinander, beobachteten sich aber heimlich: der eine mißtrauisch forschend, der andere ängstlich schamerfüllt.

Nach dem Essen geschah nun das, was der Kaplan längst befürchtet hatte. »Lehnhard, was ist los mit Ihnen?« Die Frage klang unaufdringlich, der Blick des Pfarrers allerdings bohrte sich förmlich in die trüben Augen seines Kaplans hinein.

Zunächst versuchte dieser, sich dumm zu stellen. »Was soll los sein, Herr Pfarrer, mir geht's gut, ich kann nicht klagen.«

»Lehnhard, lügen Sie nicht. Die Augen des Herrn schauen auf Sie herab!«

Der Kaplan senkte schweigend den Blick und biß sich auf die Lippen.

»Nun mal raus mit der Sprache. Was ist es?« drängte der Pfarrer, der, wie sich gleich zeigen sollte, besser über die Ursache der Depression seines jüngeren Kollegen Bescheid wußte, als dieser ahnte. »Ist es eine Frau?«

»Wie kommen Sie . . .«

»Ich frage ja nur«, unterbrach ihn Köhler schnell. »Und ich frage Sie jetzt, was Sie von einer ordentlichen Beichte halten?«

Unter Tränen schaute Lehnhard auf und gestand mit bebenden Lippen, daß er schwer gesündigt habe und sich dafür gewaltig schäme, worauf ihn der Ältere dazu aufrief, diese Scham in Reue umzuwandeln und Gott um Gnade und Vergebung anzurufen. Lehnhard ging darauf ein. Er schien sich die Last der Sünde von der Seele wälzen zu wollen.

Was der Kaplan beichtete, klang wie der Bericht eines Lebens das von Ausweglosigkeiten und schweren Schicksalsschlägen gezeichnet worden ist. Sabine kenne er seit seiner Kindheit, sagte er. Zusammen wären sie in einem kleinen Nest im Oberschlesischen aufgewachsen und hätten dort gemeinsam ihre Jugend verbracht, eine schöne Zeit zwischen dunklen Tannenwäldern, klaren Seen und grünen Auen, eine Zeit harter Arbeit zwar – schon als Kinder hätten sie fleißig in der Landwirtschaft mitgearbeitet –, aber auch eine glückliche mit reinen, edlen Idealen und Gesinnungen. Deutschnational und gottesfürchtig das ganze Dorf, jeder hätte klar gewußt, wo es langginge. Das Leben wäre einfach, übersichtlich, streng geordnet und deshalb schön gewesen – wochentags Schinderei, sonntags früh Kirche, sonntags abends im Dorfkrug Tanz, der erste Kuß von Sabine, das erste Liebeserlebnis, der gemeinsame Schwur, sich ewig die Treue zu halten – alles glich einem stets sich wiederholenden Lauf von Generation zu Generation. Nichts in Sicht, was diesen Lauf hätte gefährden können bis zum Beginn des Krieges. Der Krieg hätte dann alles radikal verändert, dieser verfluchte Krieg, ohne den er wahrscheinlich kein Geistlicher geworden wäre, sondern den Hof vom Vater übernommen, Sabine geheiratet und mit ihr Kinder gezeugt hätte. So aber hatte es Gott gewollt, daß er zwanzigjährig im Jahre 1942 und nicht mal unbedingt gegen seinen Willen zur Waffen-SS gekommen wäre. Deutschnational von Gesinnung hätte er

es sich sogar zur Ehre angerechnet, Mitglied dieser Elitegarde zu sein, und wäre dann auch mit einem gewissen Stolz in den Krieg gegangen, freiwillig und gegen Sabines schärfsten Protest. Schon damals habe sie sein Schicksal aufs Innigste mit dem ihren zu verbinden versucht und damit gedroht, sich umzubringen, wenn er nicht unversehrt zu ihr zurückkehren werde. Aber darüber habe er hinweggehört. Ja, er habe Sabine geliebt, aber seine patriotische Pflicht, dem Vaterland zu dienen, stets als vorrangig betrachtet, unterstützt von seinem Vater und fast allen Männern des Dorfes. Das Erwachen sei an der Ostfront gekommen, wo der Krieg äußerst hart geführt worden wäre und wo die Ehre seiner Elitegarde darin bestanden hätte, sich durch besondere Grausamkeiten an gefangenen Soldaten und Zivilisten auszuzeichnen. Da wär's urplötzlich vorbeigewesen mit seiner nationalistischen Gesinnung, da habe sich endlich sein christliches Gewissen gemeldet und er damit begonnen, seine Kameraden zu verabscheuen, ja zu hassen und heimlich zu Gott zu beten, daß er ihn vor einer erzwungenen Beteiligung an diesen Verbrechen verschonen möge, was dann tatsächlich auch geschehen sei, denn fortan als Schreibkraft im Stab seiner Division eingesetzt, hätte er während seiner ganzen Kriegszeit niemals einen Menschen quälen oder töten müssen. Seiner festen Überzeugung nach habe ihn Gott erhört. Wenig später habe er das zum zweiten Mal geglaubt, da jedoch unter eigener, höchster Lebensgefahr. An jenem Tage im Spätherbst 1944 sei seine Division in schwere Rückzugsgefechte verwickelt gewesen, und Granaten der Stalinorgeln seien, ein fürchterliches Blutbad anrichtend, nur so aufsie niedergeregnet, alle zehn Meter auf dem flachen, überschaubaren Gelände einen Krater aufreißend und zerrissene menschliche Körperteile hochwirbelnd. Ringsumher ein einziges Krachen, Jaulen, Pfeifen, Schreien, ein Brennen und Qualmen. Das Jüngste Gericht, habe er da gedacht und aus seiner größten Todesangst heraus Gott wieder um Verschonung angefleht, verbunden mit dem Schwur, Priester zu werden, falls er dieser Hölle entkäme. In diesem Moment habe er absolut nicht an Sabine gedacht. Und tatsächlich – als einer der wenigen aus seiner Division habe er das Inferno und auch die darauffolgende Gefangenschaft bei den Russen lebend überstanden. 1947 aus der Gefangenschaft entlassen, habe er zunächst nach seinen Angehörigen gesucht, aber sein Dorf, dem Erdboden gleichgemacht, nicht mehr betreten können und seine Angehörigen sowie seine Freundin seien verschollen gewesen. Das Rote Kreuz, über das er sie habe su-

chen lassen, habe sie irgendwann für tot erklärt und dies damit begründet, daß über ihre Heimatde die allesvernichtende Front hinweggewalzt sei. Die offizielle Verlautbarung: »Daheim 1945 umgekommen, in einem der letzten Gemetzel in Oberschlesien.« Die Heimat, die Eltern, Sabine, alles verloren, was seinem Leben Sinn gegeben hätte. War das nur Schicksal, was das ein Gottesspruch? Ein Gottesspruch, der ihn frei mache zur Erfüllung seines Eids, sei es, hätte er schließlich geglaubt und sich darum zum Priester ausbilden und weihen lassen. Das Amt indessen wäre ihm im Laufe der Zeit immer mehr ans Herz gewachsen, bis er es dann – und das bis zum heutigen Tag – sogar zu lieben gelernt habe. Aber die Frage, ob ihn ein Gotteswort oder nur ein zufälliges Schicksal zum Priesteramt geführt hätte, wäre, urplötzlich in seinem Herzen unheimliche Verwirrung stiftend, wieder aufgetaucht – mit Sabine. Was nach Kriegsende, in der Zeit größten Durcheinanders, wo Millionen von Menschen mit Erfolg oder ohne gesucht und wo am Ende manche Totgeglaubten wiedergefunden wurden, so oft geschehen sei, das sei auch in ihrem Falle eingetreten. Was nun? Seit etwa 13 Monaten sei er Priester gewesen, er hätte Sabine wegschicken müssen, aber das hätte er nicht gekonnt, um so weniger, da sie beide schon in den ersten Minuten ihrer Wiederbegegnung, später immer stärker, hätten feststellen müssen, daß ihre Liebe weder an Kraft noch an Innigkeit auch nur das geringste eingebüßt habe. Im Gegenteil, jetzt, da es Probleme gäbe, die ihrem Glück im Wege stünden, schiene, der Herr Pfarrer möge das verstehen, ihre Zuneigung zueinander sogar noch zu wachsen – ein Gefühl, das stärker wäre als sämtliche Zwänge und das auch seine körperliche Erfüllung brauche. Dem hätten sie entsprochen, er allerdings mit allerstärksten Gewissensbissen. So sei seine Situation: er liebe sein Priesteramt und er liebe Sabine, aber leider hätte menschliche Willkür zwischen beidem eine unüberwindliche Trennung aufgebaut. Und diese Trennwand zerreiße sein Herz.

Der Pfarrer, nach Lehnhards Beichte zwar menschlich berührt und – wie er bekannte – tief erschüttert über so viele schicksalhafte Verwicklungen, sah sich dennoch dazu gezwungen, seinen Bruder in Christo vor die Entscheidungsfrage zu stellen. Selbst wenn er es gewollt hätte, konnte er ja nichts anderes tun, das schien selbst dem Kaplan einzuleuchten, denn er sagte mit düsterer Miene: »Natürlich, Herr Pfarrer, entweder oder ... Was anderes darf's nicht geben.«

Pfarrer Köhler, zu dessen Ehre noch gesagt werden muß, daß er

Lehnhard mit seiner Entscheidung nicht unter Zeitdruck setzte, sprach seinen Amtsbruder frei. Welche Gedanken ihn dabei bewegten, bleibt ein Geheimnis.

\* \* \*

Angezogen von einer Aufführung der Oper Turandot blieb Winkler an diesem Tag in Ost-Berlin. Es war jenes Werk Puccinis, das er zuletzt vor Ausbruch des Krieges in Königsberg gesehen hatte, damals ein unvergeßliches Erlebnis, weil er die Baronin von Tannenstein in die Oper hatte begleiten dürfen. Götz' Mutter hatte er einstmals sehr verehrt, eine stille, offenbar einseitig gehegte Zuneigung, die vielleicht darum unerfüllt geblieben war. Bei Frauen hatte der Kantianer nie richtig Glück gehabt.

Es war so vieles möglich geworden mit dem Omnivisor. Winkler haßte, ja fürchtete ihn manchmal, aber meistens wußte er dessen Vorzüge zu schätzen. Die Aufführung dieser wunderbaren Oper beispielsweise miterleben zu dürfen, ein Kunstgenuß, den er mit einigen Freunden, die ihr Erscheinen am Gerät angesagt hatten, teilen würde, war für ihn eine wunderbare Erweiterung von Lebensqualität, aber natürlich trübte ihm dieser Vorzug nicht den Blick für die Ambivalenz dieser Erfindung. Auch jetzt wieder, wo Roberts Beichte ihm gerade zu Ohren gekommen war, erkannte er in diesem Vorgang ein schrecklich verurteilungswürdiges Eindringen in die Intimsphäre eines Menschen. Sicher, der intime Blick auf Robert hatte zu Erkenntnissen geführt, die diesem den Weg nach Atakorien öffnen könnten, aber reichte das als Legitimation aus für dieses Vorgehen? Winkler wußte es nicht.

Wie sehr eine einzige wissenschaftlich-technische Erfindung sowohl im privaten als auch im gesellschaftlichen Bereich das Leben beeinflussen, die Lebensqualität verändern kann, das erlebten in diesen Tagen die Atakorier mit dem Gerät. Dabei geschah es, daß sich dessen Anwendungsgebiet ständig erweiterte, daß dank großer Entfaltung von Phantasie immer mehr Möglichkeiten zu dessen Nutzung gefunden wurden.

Wissenschaft und Technik als Faktoren der Erleichterung der Arbeit und Verbesserung der Lebensqualität, als Hilfsmittel der Bewußtseinsentwicklung und Selbstverwirklichung – schien das ausgerechnet hier im Zentrum der Wüste Wirklichkeit zu werden? Schien sich in Atakorien zu erfüllen, was anderswo längst als unerfüllbare Hoffnung, als illusionistischer Menschheitstraum abgetan worden war? Auch diese Fra-

gen wußte sich der Philosoph noch nicht beantworten. Manchmal glaubte er, daß es so sei, manchmal nicht. Er fürchtete, daß mit der Anwendung dieses Geräts in zunehmendem Maß Verletzungen althergebrachter ethischer Normen und verbrecherischer Mißbrauch einhergehen würden, aber das fürchtete er nur dann, wenn ihn Zweifel darüber anfielen, ob Atakorien jemals seine hochgesteckten Ziele erreichen werde.

Obwohl eigentlich nichts darauf hindeutete, daß eines Tages hierzulande die Macht kippen, die Idee des Friedensreiches von der eines Gewaltsystems abgelöst werden könnte, daß also alle zu beinahe omnipotenter Machtfülle verhelfende Hochtechnik Atakorians in falsche Hände geriete, hatte der Philosoph diese Gefahr immer vor Augen, und niemand konnte ihm das nehmen. Diese Furcht lastete schwer auf ihm, weil er nicht glauben konnte, daß sich die Entwicklung Atakorians getreu der Prophetie immer so friedlich vollziehen würde wie bisher, daß die Bestie Mensch hier nicht zum Zuge käme und daß das Böse beherrscht würde.

Die unbestreitbaren Vorzüge des Omnivisors erweckten natürlich große Begeisterung. Winkler mochte diesen Gefühlsausbruch nicht. Für ihn war Begeisterung ein das Denken zuschüttender Gefühlsausbruch, der jeden kritischen Abstand zu dessen Ursache verhinderte. Die Atakorier bauten seiner Meinung nach nicht die nötige Skepsis zu dieser Hochtechnik auf. Gleichzeitig erkannte er jedoch die ungeheure Anziehungskraft, die von dem Omnivisor ausging, denn in der Tat, die bisher verschlossenen Türen vor streng geheimem Wissen plötzlich aufgestoßen zu finden, jedes nur erdenkliche Ziel auf Erden anzusteuern, das waren schon Erlebnisse ganz besonderer Art, und dazu gehörte für ihn, den Kunstbeflissenen, auch der heutige Abend.

Freilich blieb die Nutzung des Gerätes zu diesen Zwecken vorerst noch eine Seltenheit, weil natürlich die weit wichtigeren Dinge, für die es beinahe ständig gebraucht wurde, den Vorrang besaßen. Leider hatte man nur dieses eine Gerät, das nachzubauen ohne praktische Hilfe seines Konstrukteurs unmöglich war. Selbst Gansel mußte hier passen.

Die Aufführung der Oper erfüllte voll und ganz die Erwartungen, die die kunstbeflissenen Atakorier in sie gesetzt hatten. Während der Pause gab es für Winkler eine freudige Überraschung. Unter den Zuschauern, die sich im Foyer die Beine vertraten, entdeckte er nämlich einen alten Freund aus früheren Tagen.

»Schau mal, mein König«, rief er plötzlich aus, auf eine bestimmte Person weisend, »ist das nicht Eilhard?«

Auch Götz erkannte den Mann sofort. »Jawohl«, bestätigte er, »das ist unser Eilhard aus Königsberg.«

»Der hat atakorisches Bewußtsein«, meinte Winkler, schaute auf die Meßskala und ergänzte, »da, seht, ich habe richtig getippt!«

Der Zeiger war in den extremen linken Bereich ausgeschlagen.

»Eilhard müssen wir zu uns holen«, sagte der König.

»Jawohl«, meinte Winkler, »den könnten wir sehr gut bei uns gebrauchen.« Denen, die es nicht wußten, erklärte er, daß er und Eilhard Alfred einst gemeinsam an der Universität in Königsberg gelehrt hätten und in dieser Zeit gute Freunde geworden seien. Eilhard sei ein bedeutender Agrikulturchemiker und ein hochgebildeter Mensch mit ausgezeichneten Charaktereigenschaften. Leider habe man sich während des Krieges aus den Augen verloren. Wenn Winkler eine Person in so hohen Tönen lobte, dann hatte das schon was zu bedeuten.

Nach der Oper behielt der Philosoph den Wiedergefundenen noch eine Zeitlang im Visier und konnte so dessen Wohnsitz ausfindig machen. Er wohnte in einer Kleinstadt südwestlich Berlins.

In den nächsten Tagen, in denen Winkler seinen Freund weiter im Omnivisor beobachtete, stellte sich heraus, daß jener als Professor für Chemie an der Humboldt-Universität lehrte und auf einer landwirtschaftlichen Forschungsstätte in der Nähe seines Wohnsitzes hochinteressante Entdeckungen auf den Gebieten Bodenkunde, Pflanzenphysiologie und Düngung gemacht hatte. Igor, den Winkler natürlich auch über den Agrikulturchemiker in Kenntnis setzte, ahnte sofort, daß dessen Forschungsergebnisse auf den Gebieten Bodenkunde und Düngung für Atakorien außerordentlich wichtig sein könnten, und wollte sich mit dem Omnivisor die entsprechenden Informationen aus Paulinenaue beschaffen.

»Ist das nicht Wissenschaftsspionage?« fragte der Kantianer befremdet.

»Natürlich«, antwortete der Chemiker lachend, »aber der Zweck heiligt die Mittel.«

Wieder so eine Schattenseite des Geräts, sagte sich Winkler, der auf einmal erkannte, wie leicht es einem damit gemacht wurde, alle möglichen Erfindungen und Entdeckungen auszuspionieren und diese dann skrupellos nachzubauen.

Vorerst konnte Igor seine Absicht nicht realisieren, denn ständig war der Omnivisor besetzt. Jeder wollte ihn benutzen, auch Judith, die seinen Einsatz im Bildungs- und Erziehungsprozeß für sehr begrüßenswert hielt.

»Stell dir vor, Gansel, was man den Kindern mit der Zauberkuugel alles zeigen könnte: sämtliche Schönheiten, Wunder und Kulturstätten dieser Welt, fremde Länder, Sitten und Gebräuche, die ganze, bunte Vielfalt des Lebens, seine Gemeinsamkeiten und Unterschiede – besser kann man überhaupt nicht lehren!« schwärmte Judith ihrem Freund vor und forderte ihn dann mit Nachdruck dazu auf, den Nachbau des Gerätes als absolute Hauptaufgabe anzusehen.

Gansel konnte das Thema schon nicht mehr hören. Mit einiger Verbitterung erklärte er, daß es für ihn endgültig abgeschlossen sei, daß er trotz redlichster Bemühungen diese »Zauberkuugel« nicht nachbauen könne. »Offenbar bin ich zu dumm dazu!« krächzte er.

»Zu dumm? Das glaube ich nicht«, erwiderte Judith.

»Ach, ihr könnt mich alle mal«, schrie der Gelehrte tief verletzt und entfloh in seine Forschungsstätte, wo er ein paar Tage lang für niemand zu sprechen war.

### *Roberts Wandlung*

Dieser Kaplan wirke so zerspalten wie ein vom Blitz getroffener Baum, sagte Setho zu Winkler, während sie den Geistlichen, der möglichst initiiert werden sollte, kurz vor ihrem Abflug nach Deutschland noch einmal beobachteten.

In Sabines Schlafzimmer brannte nur eine Kerze. Lehnhards große, fast klobige Hand glitt, weiche Linien zwischen Licht und Schatten nachzeichnend, langsam und leicht über den nackten Rücken seiner schlafenden Geliebten, während er seltsame Worte vor sich hin murmelte. »Immer, wenn ich neben dir liege, denke ich an Gott, und in der Kirche, wenn ich die Messe zelebriere, denke ich an dich, das macht mich fertig, Sabinchen, das bringt mich um.« Der große, starre Blick seiner Augen verriet den Ernst der Lage.

Ärgerlich schüttelte Setho den Kopf und meinte, dieser Mensch sei verrückt. Der Philosoph sagte sogar, daß Lehnhard weiterhin suizidgefährdet bleibe, während sie sein düsteres Selbstgespräch belauschten.